

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt**

29 (14.4.1850)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 14. April 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 29.

## Die Freiheitskämpfer.

(Fortsetzung.)

Der Sommer war mit der ganzen Leppigkeit und Fülle des zwei und vierzigsten Breitengrades eingezogen, und hatte das Grün der Urwälder dunkler gefärbt und die Ufer der Seen und Flüsse mit mannichfaltigen Pflanzen und Blumen bedeckt. Die malerischen Ufer des Susquehannah sind in ihrer Art nicht minder schön, wie die des Rheines und der Donau, nur mit dem Unterschiede, daß keine alten Burgen und Dome herabschauen in die Wellen des Stromes der neuen Welt. Oberst Benau hatte oft Gelegenheit, auf seinen Streifereien die wilde Pracht der Natur in diesen fernen Gegenden zu bewundern, und es stieg in ihm der Wunsch auf, seine Familie auch an diesen Genüssen Theil nehmen zu lassen. Er entsandte den jungen Blank nach seiner Besetzung, und schon am 15. Juli hatte er die Freude, Gattin, Sohn und Tochter zu umarmen. Wie angenehm floß jetzt die übrige Zeit des Sommers hin! Halbe Tage lang streifte oft der wilde Eduard, mit einer Jagdflinte bewaffnet, in den Wäldern umher und kehrte nie ohne reiche Beute in das Fort zurück, und die muntere, liebliche Cäcilie begleitete nicht selten ihren Bruder auf diesen Partien, und während er nach Vögeln und Wild schaute, hüpft sie den bunten Schmetterlingen, den glänzenden Käfern nach, pflückt sie die duftenden Blumen des Waldes. Von keiner Seite zeigte sich irgend eine Gefahr, und jeder Bewohner der kleinen Feste theilte nach und nach das Gefühl der größten Sicherheit.

Als der Herbst erschien und die Blätter vergilbten und abfielen, da war die Zeit nahe gerückt, in welcher der Oberst mit einem Theile der Truppen das Fort verlassen sollte, um nach NewYork zu marschiren. Der September war verschwunden, und der Oktober nähete seinem Ende — von Tag zu Tag ward's stiller, trauriger und öder an den Seen und Flüssen, auf den Bergen und in den Thälern dieser unbauten Bezirke — und noch war kein Befehl zum Abzuge eingetroffen, zum Abzuge, den die Familie Benau mit Sehnsucht erwartete, weil sie nach einem kurzen Aufenthalte auf ihrer Besetzung den Winter in den gefälligen Kreisen von NewYork verleben wollte. Endlich — in der Mitte Novembers — erhielt der Oberst die erfreuliche Ordre. Fünf und zwanzig Mann mit einem Lieutenant sollten zurück bleibend das Fort besetzt halten.

Die Erde war feucht, und fortwährend rieselte noch ein feiner Regen vom Himmel herab. Welch beschwerliche Reise in solcher Jahreszeit, durch ganze Strecken von Wildniß und Urwald! Langsam bewegte sich die Truppe, langsamer noch das mangelhafte Fuhrwerk, welches die Familie des Obersten fortbrachte. Der Letztere war stets an der Seite der Seinigen, abwechselnd zu Pferd und zu Fuß. Dem wackeren Eduard ging das Fahren allzu schneckenartig von statten; er verschmähte daher den Wagen und war bald hier, bald dort, immer die Flinte bereit zum Schusse auf ein Wild. Karl Blank befand sich etwas voraus in der Nähe der Soldaten. Da, mit einem Male, rennt ein Hirsch durch den Wald. Eduard gibt Feuer, und meint, ihn getroffen zu haben und eilt dem Wilde nach. Der Vater läßt anhalten, um die Rückkehr des Sohnes zu erwarten. Es verfließen fünf und mehr Minuten, und Eduard ist immer noch nicht da. Bange Besorgniß ergreift bereits die Wartenden, als ein Schrei, einem Häuferufe ähnlich, zu ihren Ohren dringt. Der Oberst gibt dem Pferde die Spornen und sprengt

in den Wald und sieht bald, wie ein Frosche den armen Eduard bei den Haaren fortschleppt; aber er hat nicht Zeit, dem Sohne Hülfe zu bringen, weil auch er von einigen Wilden angefallen wird. Muthig verteidigte er sich; einige der Angreifer sind verwundet, aber ein Tomahawk schmettert sein Pferd zu Boden, und ihn selbst trifft ein Hieb auf die Brust und ein anderer auf den Kopf; — er verliert die Besinnung — und wird nicht einmal gewahr, daß plötzlich Schüsse krachen und die Froschen heulend die Flucht ergreifen.

Als der Hauptmann Blank den Schuß, den Eduard auf den Hirsch that, fallen hörte, schaute er zurück und bemerkte das Anhalten des Fuhrwerks. Die Sache schien ihm verdächtig, er gab daher den in seiner Nähe befindlichen Soldaten ein Zeichen, Halt zu machen, und sobald er sah, daß der Oberst waldeinwärts ritt, ließ er die Mannschaft eiligst vorgehen. Es war aber auch hohe Zeit. Einige Wilden stürzten bereits aus dem Gebüsch, griffen den Wagen an, erschlugen den armen Ben, der die Pferde leitete, und versuchten, die Frauenzimmer von ihren Sizen zu reißen, was ihnen aber nicht gelang; denn schon drohten die Feuergewehre der Weißen in der Nähe. Zwei der fliehenden Rothhäute wurden von Kugeln durchbohrt und sanken sterbend zu Boden. Keine Zeit verlierend, ließ Blank einige Soldaten zum Schutze der Damen zurück, eilte mit den übrigen in den Wald und kam eben noch recht, um dem Froschen, der den Oberst scalpiren wollte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

In den Armen seiner Gattin erwachte der Verwundete wieder zum Lebensbewußtseyn, und das erste Wort, welches er sprach, war die Frage, ob Eduard gerettet sei, eine Frage, die Allen tief in's Herz schnitt; denn Eduard war nirgends gesehen worden. Verzweiflungsvoll rangen die Eltern die Hände, und der unglückliche Vater vergaß den Schmerz der Wunden und dachte nur an den Verlust des geliebten Sohnes, von dem trotz aller Nachforschungen keine Spur zu entdecken war, und die Vermuthung fand deshalb immer mehr Glauben, daß der Unglückliche von den Froschen scalpirt und sein Leichnam in irgend einen Abgrund oder Fluß gestürzt worden sei.

Nachdem die ziemlich gefährlichen Verletzungen des Obersten von dem Feldscheerer verbunden worden, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Traurig und düster ging's durch die Wälder. Es beklagte die Mutter das Geschick ihres Kindes — es beweinte die Schwester den theueren Bruder, — und Beide theilten die Angst und die Besorgniß wegen des Zustandes ihres Beschützers. Das Wundfieber und Symptome einer andern Krankheit stellten sich in der That auch bald ein und erheischten den Beistand geschickter und erfahrener Aerzte, weshalb sich die Familie nicht nach ihrer etwas entlegenen Besetzung, sondern auf den Hudson — und zwar in Begleitung ihres Freundes Blank — nach NewYork begab. Die Anstrengungen der geschicktesten Aerzte scheiterten indessen an dem schlimmen Zustande der Wunden und an einem Brustübel, das sich noch zu den übrigen körperlichen und geistigen Leiden des Patienten gesellte. Der Oberst starb an dem nämlichen Tage, als Washington von seinen Waffengefährten Abschied nahm.

Ich brauche wohl den geehrten Lesern nicht erst zu sagen, daß jener Offizier, welcher, wie wir aus dem ersten Kapitel unserer Erzählung wissen, den Schwur leistete, Gattin und Tochter in seinen Schutz zu nehmen, Karl Blank hieß.

3.  
Fünf Monate nach dem Tode des Obersten Benau — an einem Apriltage des Jahres 1784 — saßen des Letzteren Gattin und Tochter in einem auf einen Garten gehenden Hinterzimmer ihrer Wohnung zu NewYork. Beide Frauenzimmer waren in die Farbe der Trauer gekleidet. Die Mutter, blaß, leidend und ergraut, las in der Bibel, und würde einem Bildhauer als Modell haben dienen können, wenn er die Absicht gehabt hätte, den Gram und den Kummer zu personifiziren; — Cäcilie hingegen, das liebliche, holde Bild angehender Jungfräulichkeit, schaute mit ihrem dunkeln Auge zum reinen, blauen Himmel empor, als wollte sie da oben das Plätzchen suchen, wo die dahingeschiedenen Lieben weilten.

„Sieh doch einmal hinaus, Mutter!“ unterbrach endlich das Mädchen die Lesende, „sieh, wie herrlich der Himmel gleich einer Decke von Azur über die Erde ausgespannt ist; Liebe, Friede und Glück lächelt er herab auf uns Menschen, und doch herrscht so viel Kummer, so viel Unglück hienieden, und der Tod zerreiht die schönsten Bande, welche die Sterblichen geknüpft. Ach, Mutter! sag' an, hätten wir wenigstens nicht Ursache, mit der Gottheit zu zürnen?“

„Kind!“ versetzte die Mutter, das heilige Buch zur Seite legend, „Kind! wach' vermessene Frage! Niemand auf Erden hat das Recht, die Wege des Allgütigen zu bekritteln, viel weniger ihm zu zürnen. Wie könnten wir auch das? Woher sollten wir den Maßstab für unser Stückerchen Erdenleben nehmen, den unermessenen Räumen der Ewigkeit gegenüber? Die Gottheit allein ordnet aus der Vergangenheit die Gegenwart, und baut auf diese die Zukunft, und so, wie es war, ist und wird, muß es seyn und werden.“

„Mutter! ich verstehe Vieles nicht, was Du mir zuweilen sagst,“ entgegnete Cäcilie. „Ich meine, das Unglück . . .“

„Wirst es noch verstehen lernen, Kind!“ unterbrach Frau Benau ihre Tochter. „Du hast zwar schon Manches erfahren, aber die Zeiten der Prüfung liegen noch vor Dir. Wenn Du sie einmal hinter Dir hast, wirst Du anders denken. Mich hat Gott wunderbar geführt. Höre, Mädchen! ich will Dir Einiges erzählen aus meinem Leben, das so reich ist an Leiden. In weiter Ferne von hier, drüben über dem Meere, an den lieblichen Ufern des Neclars, ward ich geboren. Mein Vater war Amtmann, und als ich sechs Jahre zählte, verlor ich meine Mutter. Die Gute starb an der Nervenkrankheit, und ich erinnere mich sehr wohl noch, wie sie auf der Bahre lag in ihrem weißen Sterbekleide, und wie mich der Vater zu ihr hintrug und ich ihr den Scheidekuß auf die kalte, starre Wange drückte . . . Nach zwei Jahren erhielt ich eine Stiefmutter — sie war ein böses Weib — ich sah zuweilen meinen Vater heimlich Thränen vergießen, wenn sie mich mißhandelt hatte. Einmal aber übermannte ihn der Zorn, und er entriß mich den Klauen der Kantippe und schleuderte sie mit gewaltigem Arme gegen die Wand, daß sie ohnmächtig wurde . . . Sechs Monate nach dieser Begebenheit ging mein Vater, der ein leidenschaftlicher Jäger war, gegen Abend auf die Schnepfenjagd und kehrte nicht mehr wieder. Am folgenden Morgen brachte man ihn auf einer Bahre mit durchschossener Brust. Man war allgemein der Meinung, daß ihn ein Wilddieb getödtet habe. Keine Thräne entquoll dem Auge meiner Stiefmutter, kein Seufzer hob ihre Brust, als der gute Vater mit der Todeswunde vor ihr lag. Mein Schmerz war unermesslich — man mußte mich mit Gewalt von der Leiche wegreißen. Verwandte nahmen mich in ihr Haus auf, und ich hörte nun nichts mehr von meiner Stiefmutter, als daß sie ein Jahr nach dem Tode meines Vaters einen Menschen von sehr zweideutigem Rufe geheirathet habe . . . ich war neunzehn Jahre alt, und die Natur hatte mich körperlich sehr wohl ausgestattet, da machte ich, um eine Freundin zu besuchen, in Begleitung einer alten Tante eine Reise in's Preussische . . . Diese Reise war entscheidend für mein zukünftiges Leben; denn ich lernte hier Deinen Vater kennen.

Wenige Jahre nach unserer Verheirathung mehrten sich die Plakereien von Seiten der höheren Offiziere. Dein Vater, derselben müde, nahm seinen Abschied, und drei Monate darauf trug uns ein englisches Fahrzeug mit unserem kleinen, damals erst anderthalb Jahre alten Theodor nach den Küsten der neuen Welt, in welcher Du und Dein Bruder Eduard geboren wurden . . .“

Die Frau war hier von ihren Gefühlen so sehr überwältigt, daß sie nicht mehr weiter reden konnte; erst nach einigen Minuten war sie hinzuzufügen im Stande:

„Und nun, meine Liebe, stehen ich und Du allein in diesem entlegenen Theile der Welt, der mir so traurige Erinnerungen bietet. Kalt und berechnend sind hier die Menschen, und herz- und theilnahmslos geht Einer am Andern vorüber und Niemand achtet zweier verlassenem Wesen. Drüben am Rheine und Neckar schlagen die Herzen wärmer, Cäcilie. Möge uns Gott glücklich hinüber führen.“

„Mutter!“ versetzte Cäcilie lebhaft und mit Wärme. „Diesmal hast Du zum Theil Unrecht. Du sagst, Niemand achtet unserer, und doch weißt Du, wie viel der edle Blank schon für uns gethan und, Gott weiß, wie viel er noch thun wird. Will er uns ja sogar hinüber nach Europa geleiten. Er ist so hübsch — wollt ich sagen so gut, so freundlich, so unermüdetlich — an der Seite eines solchen Mannes würde ich mich nicht fürchten, über die ganze Erde zu wandern.“

Ueberrascht blickte die Mutter die vierzehnjährige Tochter an und schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Kind! es ist wahr, ich bin ein wenig undankbar gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Der Prozeß über die Ermordung des Generals v. Auerswald und des Fürsten Felix Lichnowsky.

(Fortsetzung.)

Nach dem ärztlichen Gutachten ist die Wunde unter 1 durch einen Schuß aus einem Feuegewehr von ordentlichem Caliber hervorgebracht, und von hinten in den Körper eingedrungen. Die Verletzungen unter 2 und 3 sind mit schneidenden, zerreißenen Instrumenten, wahrscheinlich in Zusammenwirkung mit einer weiteren außerordentlichen, durch Schlag oder Schuß hervorgerufenen Gewalt herbeigeführt; auch die Wunde unter 3 kann möglicherweise von einem Schuß herrühren. Die Verletzung unter 4a kann sowohl durch Einwirkung stumpfer Werkzeuge als durch einen Schuß herbeigeführt seyn, möglicherweise auch durch ein nach einander eingetretenes Einwirken beider Arten von Gewalt. Die Wunden unter 4b rühren vermuthlich von stumpfen Instrumenten her. Das Ergebnis der ärztlichen Begutachtung ist: daß eine Mißhandlung von mehreren und verschiedenen Waffen stattgefunden hat, sowie, daß der Tod durch die unter 1 beschriebene Schußwunde herbeigeführt worden ist, und werden mußte. Sowohl in der Hofe und der Unterhose als auch in dem Hemde des Entseelten befinden sich den unter 1 beschriebenen Wunden entsprechende Löcher. Das Rücktheil des Rockes, in welchem der Eingang des Schusses sichtbar seyn sollte, ist herausgerissen; am rechten Vorderärmel findet sich eine so vollständige Zerreißung, daß er nur in einzelnen zackigen Fetzen endet. Im rechten Vorderlappen ist aber ein der ausgehenden Kugel entsprechendes Loch.

General v. Auerswald war zur Zeit seiner Ermordung 58 bis 60 Jahre alt, Wittwer und Vater von fünf Kindern von 4 bis 12 Jahren; er hatte seinen Wohnsitz in Breslau, und war in Marienwerder zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Fürst Lichnowsky war 34 Jahre alt, unverheirathet und Majoratsherr einer in Schlesien belegenen Standesherrschaft. Die Wahl zum Reichstagsabgeordneten war in Ratibor auf ihn gefallen. Beide hatten die Stadt Frankfurt am Nachmittag des 18. September, nachdem der Straßenkampf daselbst bereits be-

gonnen hatte, zwischen 4 und 5 Uhr zu Pferd verlassen. Am Friedberger Thor waren sie von einer dort versammelten Volksmenge geschmährt und bedroht; ebenso auf der Friedberger Chaussee, und es war hier zu wiederholtenmalen nach ihnen geschossen worden. Sie waren deshalb von der Chaussee abgeritten, und versuchten der Verfolgung dadurch zu entgehen, daß sie sich in den Garten des Kunstgärtners Schmidt flüchteten und in dessen Hause versteckten. v. Auerswald zog den Schlafrock des Gärtners Schmidt an, setzte dessen Kappe auf und eilte die Bodentreppe hinauf. Die zu derselben führende Thür wurde von der im Hause wohnenden Henriette Pfalz verschlossen. Lichnowsky verbarg sich im Keller. Die Ehefrau Schmidt öffnete ihm einen daselbst befindlichen Lattenverschlag und schloß denselben wieder zu. Sehr bald, nachdem dieses geschehen war, erschien ein Hause bewaffneter Menschen, und verlangte unter Drohungen die Herausgabe der Flüchtlinge. Es wurde der Ruf gehört: „Hierher, hier sind sie!“ Viele drangen in das Haus ein und verbreiteten sich in dessen Räumen. Die Hausbewohner wurden bedroht. Zugleich wurde die Absicht ausgesprochen sie zu erschließen. Nachdem die Durchsuchung eine Zeitlang vergeblich fortgesetzt worden war, verlangten die Suchenden die Eröffnung der Bodentreppe, und stiegen, nachdem diese bewirkt war, hinauf. Auerswald wurde in einer Dachkammer aufgefunden, und unter dem Geschrei „wir haben ihn“ herausgebracht, die Treppe hinabgezerrt, zur Hausthür hinaus in den Garten geschleppt, herumgezerrt, gestoßen und mit Stöcken, Gewehrkolben und Fäusten geschlagen. Seine Bitte, man möge ihm das Leben schenken, er habe Kinder zu Hause, wurde mit dem Ruf: er muß todtgeschossen werden, beantwortet. Unter fortwährenden Mißhandlungen wurde der alte Mann zur hinteren Gartenthür über das Brückchen nach der Haide geführt, und hier erschossen. Die Leiche blieb etwa eine Stunde lang in dem dort befindlichen Graben liegen, wurde dann in den Schmidt'schen Garten und noch an dem nämlichen Abend von da in die Wohnung des Getödeten getragen.

Nachdem Auerswald erschossen war, stürmte der Haufen zurück in die Schmidt'sche Wohnung, welche inzwischen von einigen Bewaffneten bewacht worden war, und die Durchsuchung des Hauses begann von neuem. Auch die Räume des Kellers wurden durchsucht, die Thüre des Lattenverschlags des Gärtners Schmidt mit einer Art eingeschlagen, und Lichnowsky daselbst aufgefunden. Als bald füllte sich der Keller mit Menschen, Lichnowsky wurde mit dem Tode bedroht, mit Stöcken geschlagen und nach der Thür geführt. Von da führte man ihn durch den Hausgang zum Hause hinaus, und durch das hintere Gartenthürchen an der Leiche des Generals v. Auerswald vorüber in die über die Haide nach Bornheim führende Pappelallee. Er wurde dabei vielfach mißhandelt, mit Stöcken und Gewehrkolben geschlagen und von allen Seiten gestoßen. Man schlug ihm den Hut vom Kopf und setzte ihn ihm wieder auf. Aus seinem Rock wurden Stücke gerissen. Nachdem man ihn solchergehalt unter fortwährenden Mißhandlungen eine Strecke von 270 Schritt in der Pappelallee fortgeschleppt hatte, wurde der Entschluß zu seiner Tödtung ausgeführt. Hier bis fünf Schüsse wurden mindestens nach ihm abgefeuert, und ihm dadurch sowie durch die sonstigen Mißhandlungen die schon oben beschriebenen Verwundungen zugefügt. Der seinen Rücken treffende Schuß streckte Lichnowsky zu Boden, und noch im Liegen wurde mehrmals aus großer Nähe nach ihm geschossen; er wurde selbst in diesem Zustande noch geschmährt und mißhandelt. Einzelne die ihm Beistand zu leisten bereit waren, wurden unter Drohungen und Mißhandlungen verschreckt. Nach und nach wurde die Zahl der hinzukommenden Menschen größer, die Thäter entfernten sich, und Lichnowsky, der seine Besinnung nur auf Augenblicke verloren hatte, wurde nun in die Wohnung des Gärtners Schmidt getragen. Entwendet war ihm von den Sachen die er bei sich trug nur eine goldene Uhr. Nicht lange nachher wurde er aus der Schmidt'schen Wohnung in das Bethmann'sche Haus

und von da in das Hospital zum heiligen Geist gebracht, wo er Abends um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr verschieden ist. (Fortsetzung folgt.)

### Ueber die materielle Noth der unteren Volksklassen, ihre Ursachen und die Mittel zur Abhilfe.

Die Ursachen des Nothstandes der unteren Volksklassen wurzeln zumeist zuerst in der Ungunst des Klima's, in der Unfruchtbarkeit des Bodens, im Holzmangel, kurz in den durch Naturverhältnisse liegenden Hindernissen des Wohlstandes, welche gewöhnlich schwer zu überwinden sind, in einzelnen Fällen aber gleichwohl vollständig überwunden werden, zumal durch Förderung eines geeigneten Gewerbebetriebs. In zweiter Reihe folgen die in der Verfassung des Staats und der Gesellschaft liegenden Ursachen des Nothstandes. Uebermäßige Anhäufung des Reichtums in wenigen Händen, Auflösung oder Lockerung der religiösen und sittlichen Bande, welche die einzelnen Classen der Gesellschaft über die Vermögensunterschiede hinweg an einander knüpfen, überhaupt Mangel einer natürlichen Gliederung der Gesellschaft. Allein eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Gliederung der Gesellschaft kann nur aus dem Princip der freien Association hervorgehen.

Als Hauptquell des wachsenden Elends des großen Haufens aber gilt mit Recht der industrielle Geist des Jahrhunderts, welcher, lediglich auf Gelderwerb gerichtet, alle Classen der Gesellschaft zum Kampf um den Besitz auf Leben und Tod gegen einander hezt — ein Kampf, in welchem der Schwächere, das heißt der Aermere, nothwendigerweise unterliegt. Die Habsucht, der Heißhunger des Erwerbs — wer wollte ihr Daseyn leugnen, wer wollte ihre verderblichen Folgen bezweifeln! Aber gerade gegen dieses Uebel ist die Abhilfe am schwersten, und in der Gesetzgebung würde man die Mittel derselben ganz vergebens suchen. Vollkommen richtig ist es, daß auf dem fraglichen Gebiete nur aus dem Innern der Gesellschaft heraus gebessert und umgestaltet werden kann; allein keine Erziehung, keine Bildung, keine Humanität wird die Menschen jemals davon abbringen, den Gelderwerb als eine ihrer wichtigsten Lebensaufgaben zu verfolgen, so lange das Geld die Bedingung der Erziehung, der Bildung, der persönlichen Unabhängigkeit, der Gesundheit u. s. w. ist, gar nicht zu reden von den bloßen Genüssen und von den unerlaubten Zwecken der Selbstsucht, die sich mit Geld erreichen lassen. Man muß eingestehen, daß es kein Heilmittel gegen die Geldgier des Jahrhunderts giebt, so lange die Auffindung eines edleren Werthmessers, als des Metalls, der Zukunft anheimgestellt bleibt.

Die Staatsverfassung trägt endlich die Mitschuld für die zunehmende Verarmung des großen Haufens, indem sie übermäßige Anforderungen an die Finanzkräfte des Volkes macht. Damit in diesem Punkte geholfen werde, muß der Staat aufhören, den Geschäftskreis seiner Verwaltung über solche Gebiete auszustrecken, welche süglich der Gemeinde oder der Privatthätigkeit überlassen werden können. Auf diese Weise wird es möglich, das von Jahr zu Jahr wachsende und dennoch für die fortwährend steigende Fluth der Geschäfte ungenügende Beamtenheer zu verringern, beträchtliche Ersparnisse zu erzielen und zugleich den Geschäftsgang nicht bloß zu beschleunigen, sondern auch sicherer zu machen.

Was die Auswanderung betrifft, so fährt sie vorzugsweise die fleißigen und bemittelten Familien aus dem Lande, mit denen der Staat Arbeitskraft und Capital zugleich verliert, und wir, für unsere Person, waren deshalb von jeher der Meinung: daß der Staat seine guten Bürger nicht nur zum Auswandern nicht aufmuntern, sondern sie sogar mit allen rechtmäßigen Mitteln davon abzuhalten suchen sollte. Die Auswanderung ist ein zu unorganischer Prozeß, als daß sie eine Lösung der Frage vom Proletariat enthalten könnte. Wie, wenn die überseeischen Länder sich heute oder morgen gegen Europa absperrten, wie ein

deutscher Staat gegen den andern? Und ist denn wirklich Ueberschuldung bei uns vorhanden und die Quelle des Proletariats? Wir haben allerlei gute Gründe, das zu bezweifeln. Von Ueberschuldung kann nur da die Rede seyn, wo der Boden nicht so viel Nahrungsmittel hervorbringt, als der Unterhalt der gesammten Einwohnerschaft verlangt. Deutschland ist nicht in diesem Falle, es bringt im Gegentheile noch einen beträchtlichen Ueberschuß von Früchten hervor, welchen es den Nachbarn abgeben kann. Die Ernährung der ganzen Volksmenge ist also lediglich eine Sache der richtigen Vertheilung eines vorhandenen Stoffs, und diese richtige Vertheilung ihrerseits ist bedingt durch eine Einrichtung, welche Jedermann in den Stand setzt, seinen Antheil zu verdienen. Die Arbeitskräfte sind vorhanden, das Bedürfnis der Arbeit nicht minder, und es kommt also nur darauf an, beide in das rechte Verhältnis zu einander zu bringen. Das ist das von dem Unverstand verspottete Problem der Arbeit, dessen Lösung die ganze Civilisation der Zukunft bedingt. So lange das Wort dieses Räthsels nicht gefunden ist, sitzt Europa auf einer Pulvertonne, deren Explosion alle Culturerrungenschaften der letzten anderthalb Jahrhunderte in die Luft sprengen würde. Also wachet und suchet!

(Aus der gekrönten Preisschrift des Herrn v. Holzschuher.)

### Argumentum ad hominem.



Steffel. Sie, Herr Schulmeister, ich hab' in der letzten Zeit so gar oft in den Zeitungen das Wort „Oktroyiren“ gelesen. Sagen Sie mir doch, was bedeutet denn dies Wort eigentlich praktisch?

Schulmeister. Da — ich schenke Dir diese Ohrfeige!

Steffel. Herr Gott, was ist das?

Schulmeister. Das heißt man in der politisch gebildeten Sprache der Gegenwart „Oktroyiren.“

### Maritätenkästlein.

„Ich hatte schon so lange nicht das Glück, Sie zu sehen!“ rief der als Schwäzer allbekannte K. dem rasch vorüberziehenden J. nach. — „Bitte, bitte, das Glück ist ganz auf meiner Seite!“ war dessen lakonische Antwort.

Bei Potsdam wurde kürzlich ein demokratisch gesinnter Pastor, der Prediger Lange, des Amtes entsetzt. Man erzählt, daß in der Reihe von Fragen, welche diesem Prediger bei der Untersuchung zur schriftlichen Beantwortung vom Consistorium zugestellt wurden, die erste dahin gegangen sei: ob es wahr sei,

daß Inquisit einen Demokratenbart trage? Die Antwort lautete: Inquisit trage einen Bart, ob dieser ein Demokratenbart sei, müsse er der erleuchteten Entscheidung des hochwürdigen Consistoriums überlassen.

Byron soll einmal gesagt haben: „Ich weiß nur einen Menschen, der glücklich gewesen. Das war Beaumarchias, der Verfasser des Figaro. Vor seinem 30. Jahre hatte er schon 2 Weiber begraben und 3 Prozesse gewonnen!“

„Weeßt Du denn,“ sagte ein Berliner zum andern, „wer bis an de Ohren in Schulden steckt?“ — „Ne!“ — Derjenige, welcher seinen Bibi (Hut) nicht baar bezahlt hat.“

Karoline und Louise trafen unter den Linden zusammen. — „Ich will nach meinen Schneider gehn,“ sagte Karoline. — „Rede doch nicht immer von'n Schneider, des is ja jemeene, sage doch lieberich Tulljöh,“ begegnete ihr Louise. — „Tulljöh? Woher kommt denn das Wort?“ — „Des will ich Dir auffennander sezen: des heeßt so vilte als Tallje her, denn der muß ja die Tallje herschaffen, un wenn der Deibel driinn säße!“

Ein Schauspieler meldete sich bei dem Direktor einer Gesellschaft, mit dem Wunsche, in dieselbe aufgenommen zu werden. Mit dem so vielen Schauspielern eigenthümlichen lächerlichen Pathos deklamirte er nun eine Stelle aus „Wallensteins Tod,“ und setzte sodann, nachdem er diese beendet, hinzu: „Erlauben Sie mir nun auch, Ihnen mein Talent für das komische Fach zu beweisen!“ — „Bitte, ist gar nicht nöthig,“ unterbrach ihn der Direktor, schon aus Ihrem tragischen Vortrage habe ich gesehen, daß Sie ein sehr komischer Schauspieler sind!“

Wenn der Deutsche einmal aus Schreiben kommt, ist er fürchterlich. Was hat er allein über die deutsche Frage binnen einem halben Jahre für Dinte verschrieben? Aber je mehr er Dinte verschreibt, desto tiefer gerathen wir in die Dinte. Der Professor Biedermann in Dresden hat über die deutsche Frage allein einen Bericht geschrieben, der sieben Bogen lang ist, und Biedermann ist ein Kleindeutscher. Man möchte ich wissen, wie lang der Bericht geworden wäre, wenn Biedermann ein Großdeutscher wäre.

Ein Barbier in England verweigerte seinem Geistlichen den Zehnten, und zwar deshalb, weil er das ganze Jahr nicht in die Kirche gegangen sei. Er mußte ihn dennoch geben, weil die Entscheidung dahin lautete: Die Kirche habe stets offen gestanden, warum sei er nicht hineingegangen. — Hieraus trug der Barbier auf eine Entschädigung Seitens des Geistlichen an, er habe sich das ganze Jahr hindurch nicht bei ihm rasiren lassen, und sein Laden habe doch offen gestanden. Auch der Geistliche mußte zahlen.

Ein Rittergutsbesitzer schrieb einmal eines Frauenhutes wegen an eine Jüdin und machte, um ihr einen recht schmeichelhaften Titel zu geben, folgende Adresse: „An die alttestamentliche Modeshändlerin Madame Schmu.“

Scherzfrage. Was für ein Unterschied ist wohl zwischen Adam und einem entlaufenen Betrüger?

ppvub agvuz wq gub yg j j agv qy j qj mpaul wq 'u q a a a i p p v u b a g v u z w q g u b j i j l a a w c j a o a u r n

### Logogryph.

Vier Zeichen enthalten der Wörter drei  
In ihrer Bedeutung mancherlei.

Eins dieser drei nennt ein Gewicht,  
Nur klein, doch zu entbehren nicht.

Das zweite ist gar wohlbekannt,  
Gefertigt von des Weibes Hand.

Dem dritten mußt du Ehre geben,  
Du selbst bekleidest es im Leben.

Auflösung der Charade in No. 28:

G l ü c k w u n s c h.